Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 13 (1937-1938)
Heft: 4

Artikel: Der Antilopenriecher : Erlebnisse eines Afrika-Schweizers
Autor: Bowald, F.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066361

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Antilopenriecher

Erlebnisse eines Afrika-Schweizers

Von F. Bowald

Illustration von Otto Baumberger

Bokari Demba, mein Vorarbeiter auf der Faktorei, ist ein ruhiger, stiller Mann. Nicht alt, vielleicht 40 Jahre zählt er. Wenn man sein Alter nach seinem Gesichte schätzen würde, gäbe man ihm höchstens die Hälfte. Aber seine abgearbeiteten, harten und schwieligen Hände rechtfertigen die erste Annahme. Seine Haut ist nicht schwarz, sondern von einem lichten Braun. Das Gesicht hat für einen Neger sehr ausgeglichene Züge und ist sogar hübsch zu nennen. Seine Untergebenen behandelt er mit Güte und spricht mit ihnen in einem ruhigen, gelassenen Tonfall. Er ist weder zänkisch noch streitsüchtig, und nicht so, wie viele seiner Artgenossen, die sich eine Stellung errungen haben, dass sie dann ihre Brüder in prahlerischer, brutaler Weise behandeln. Er ist im ganzen Dorfe gern gesehen und von allen gut gelitten, weiss, was sich schickt, ist bescheiden und genügsam.

Anhang hat er keinen, und unbedenklich hätte ich ihm das Geld vorgeschossen, um sich eine Frau zu kaufen, wenn er mich darum angegangen wäre. Was mich neben seiner Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit am meisten für ihn einnahm, war der Umstand, dass er mit der Flinte recht gut umzugehen verstand. Mein Vorgänger Glöckner hat ihn zum Jäger gemacht. Ganz zufällig kam ich auf seine Fertigkeit im Schiessen.

Eines Tages schicke ich ihn mit einer besondern Mission über Land ins Nalou-Tai, nach Tchavera. Er fasst die übliche Reisration für acht Tage, etwas Bargeld, zur Bestreitung seines Unterhalts und zur etwaigen Entlöhnung für allfällige Übersetzungen von Flussläufen. Nun steht er reisefertig vor mir, verzieht seine Mundwinkel etwas verlegen nach abwärts und dreht seine wollene Mütze in den Händen.

« In der Gegend, die ich durchreise, gibt es viele weisse Reiher, wenn du mir deine Flinte mitgeben würdest und einige Patronen, möchte ich versuchen, einige der Vögel für dich zu erbeuten. »

Überrascht von seinem Anliegen, schaue ich ihn nicht gerade gnädig an. Der Waffenschein für die Büchse lautet auf meinen Namen, und geschieht ein Unglück, so bin ich dafür haftbar. Ich sehe es Bokari an seinen Augen an, wie gerne er mit dem Schiessprügel losgezogen wäre. Jedem andern hätte ich die Bitte rundweg abgeschlagen, aber sein Charakter und seine Bedächtigkeit in allen Situationen sind mir Bürgschaft genug, und ich willige ein. Die zwölf Patronen, die ich ihm mitgebe, packt er freudestrahlend zu seiner Reisration in ein zusammengeknotetes Tuch, das er in der Hand trägt.

Nach einer Woche ist er zurück. Er bringt eine junge gestreifte Antilope als Beute mit und legt mir eine Patrone neben die Flinte auf den Tisch. Das Wild ist frisch geschossen. « Heute morgen in Dissekere », sagt er.

« Und die übrige Munition? » will ich wissen. Wortlos greift er in die Brusttasche seines Hemdes, das er über dem Beinkleid trägt und ihm bis in die Kniekehlen reicht, zieht ein fein säuberlich zusammengebundenes Bündel Reiherfedern hervor und überreicht sie mir.

« Wievielmal hast du gefehlt? »

« Zähle selbst! » ist seine knappe Antwort.

Man rechnet pro Reiher 12 bis 14 Federn. Es sind deren 133 Stück. Fürwahr eine vortreffliche Leistung für einen Schwarzen! Jeder Schuss erreichte sein Ziel. Dabei ist zu beachten, dass wir die Patronen aus gewöhnlichem Sprengpulver, das aus Portugiesisch Guinea eingeschmuggelt wurde, herstellten, und also nichts weniger als präzise Arbeit darstellten.

Ich halte mit meinem Lob nicht zurück. Bokari ist stolz, aber er zeigt es nicht und bleibt bescheiden.

Nach einigen Tagen betritt er mit einem fremden Eingeborenen die Boutique. Ich denke, es sei ein Kunde, den er mir zuführt und frage nach dessen Begehr.

Der Fremde hat ein markantes Gesicht mit massivem Kinn. Der Kopf ist rasiert. Er hält seine hier übliche spitze gestrickte Wollmütze in der Hand. Der Einschlupf hat zwei eingewirkte grüne Fäden, das Ganze « made in France ». Auf dem Oberkörper trägt er ein zerschlissenes, gestreiftes Trikotleibchen und um die Lenden ein geknotetes Madrastuch, einer der gangbarsten Artikel als Kopfbedeckung der Weiber. Er spricht nicht Soussou, sondern verhandelt in einem Dialekt mit Bokari, der mir fremd ist.

Dieser muss ihn dem Namen nach kennen. « Sieh diesen Mann da an, Forté (Weisser) », stellt ihn Bokari vor. « Das ist ein Jäger, gegen den ich bloss ein Stümper bin, er hat schon Elefanten und Büffel gejagt und ist schon weit, weit im Lande herumgekommen. » Dabei weist er mit der Faust am ausgestreckten Arm nach Südosten. « Sein Kral ist weit von hier entfernt und nur in monatelangen Tagemärschen zu erreichen. Er ist im-

stande, dir heute schon zu sagen, was er morgen um diese Zeit erlegen wird. Ein Antilopenriecher wie er, kann dies. Möchtest du nicht einmal mit ihm probieren?»

Auch dies hat wiederum seinen Haken, wegen dem Waffenschein. Wer bürgt mir dafür, dass dieser Bluffeur, denn für einen solchen hielt ich ihn, nicht auf Nimmerwiedersehen mit meiner Flinte verschwindet? Und trotzdem, es reizte mich, darauf einzugehen, und ich sage zu. « Bokari! Frage ihn, was er mir morgen um diese Zeit herbringen werde, wenn ich ihm meine Flinte borge. »

Der Fremde lässt keine Miene von meinem Munde und hat offenbar empfunden, um was ich Bokari angehe. Einige harte gehackte Laute entfahren seinen wulstigen Lippen, und Bokari übersetzt mir die Antwort auf Soussou. Er will eine gestreifte Antilope, einen Bock mit solchen Hörnern bringen. Die beiden palavrieren noch miteinander und ich lege die Flinte und zwei Schuss auf den Ladenkorpus.

Er streift mit einem flüchtigen Blick die Gegenstände und nimmt sie an sich. Ohne mich noch eines Blickes zu würdigen, verlässt er mit umgehängter Flinte, begleitet von meinem Vorarbeiter, die Faktorei.

Am Abend, beim Apéritif, berichte ich meinen Kameraden von dem Vorkommnis. Sie lachen mich aus und bekritteln meinen Mangel an Vorsicht. Hauptsächlich Bizaro, der Postenchef, malt mir den Teufel an die Wand. «Wenn der Kerl nun irgend etwas anstellt, jemanden umbringt zum Beispiel, sind Sie Hängemann, denn die Nummer des Gewehres ist registriert und Sie haften voll und ganz für alle eventuellen Folgen. Wenn er Ihnen mit der Flinte durchgeht, sie versilbert, was dann? Wer will den Burschen im Busche suchen und wieder herbringen? Auf mich müssen Sie nicht zählen! »

Trotz dem Ernst der Sache müssen wir alle laut auflachen. Es bildeten sich zwei Parteien. Bizaro, Vitales und Reedes wetteten zwei Flaschen Whisky, dass meine Flinte zum Teufel sei. Raffieux und ich hielten die Wette. Ob wir aber morgen abend zu einem Antilopenbraten kommen werden oder nicht, wagte auch ich nicht zu behaupten.

Am Tage darauf, gegen 4 Uhr nachmittags, kommt der Jäger über den Hof der Faktorei. Die Flinte hält er in der Hand, aber von seiner versprochenen Beute ist nichts zu sehen. Er tritt an den Ladenkorpus heran, legt die Flinte und seine beiden Ellenbogen darauf, und streift mich mit einem kurzen Blick. Ich rufe Bokari und frage ihn, ob dies alles sei, was er mir bringe.

In diesem Augenblick betritt Ali, mein Koch, durch meinen Schlafraum die Boutique und schleppt, prustend und grinsend, eine schwere Antilope der gestreiften Art in den Armen herein. Er legt das Wild auf den Boden, macht kehrt, und kommt im Augenblick wieder, aber diesmal schwenkt er noch zwei Rebhühner, in jeder Hand eines, hin und her. Dabei bläht er seine Wangen auf und rollt grotesk die Augen. Bokari blickt mich lächelnd an, als wollte er sagen: « Siehst du, Forté, was ich gesagt habe! » Ich bin tatsächlich überrascht, beherrsche mich aber und sage etwas von Zufall. Bokari spricht mit dem Jäger. Er will morgen einen Wasserbock bringen. Wiederum nimmt er die Flinte und zwei Patronen mit. Ali weidet das Wild aus. Vitales und Bizaro erhalten jeder einen Vorderschlegel. Die beiden hintern Extremitäten teilen Raffieux und ich miteinander. Den Rest überlasse ich Bokari. Der Antilopenriecher nächtigt bei ihm. Am nächsten Morgen erkundige ich mich bei Bokari, ob ihnen das Fleisch geschmeckt habe. « Ja, aber der Jäger habe nichts davon gegessen, einzig ein kleines Stück der Leber habe er sich vom rohen Stück weggeschnitten und behalten. »

Am folgenden Tage, wiederum um dieselbe Zeit, bringt er wirklich einen grossen Wasserbock. Auch der wird redlich geteilt, und wieder will der Fremde nur ein kleines Stücklein der Leber. Wir Weissen besprechen miteinander das Son-

H. Meylan

L'hiver (Holzschnitt)

derbare an diesem Weidmanne. Am folgenden Tage ist es eine kleine Schweinsantilope, die er bringt. Das Wildbret hängt uns nachgerade zum Halse hinaus und wir kehren gerne wieder zu unsern täglichen Hühnchen zurück.

Damit ist aber das eigenartige Jagdglück nicht aufgeklärt, so wenig wie das Dunkel, das noch über dem Stück Leber schwebt.

Wir ergehen uns in Vermutungen, aber keiner der vorgebrachten Gründe befriedigt uns. Am Abend, wir hatten gemeinsam zusammen getafelt, schickte ich den Watchman zu Bokari, er solle mit dem Fremden herkommen. Der Vorarbeiter macht wieder den Dolmetsch. Warum isst der Jäger nicht von dem Fleische seiner Beute? will ich wissen. « Weil er sonst seiner Fähigkeit des „Riechens" verlustig geht.» Wozu braucht er das daumengrosse Stück der Leber? « Das ist Grigri, denn die Leber lässt er an der Sonne eintrocknen und zerstampft sie dann zu Pulver, das er schnupft und so das Wild riechen kann. » Wir andern schauten uns nicht gerade geistreich an, sind skeptisch und zucken die Achseln. Bokari aber, er glaubt felsenfest an diese Sprüche. « Frage ihn, ob er mich morgen abend begleiten wolle, ich möchte selbst sehen, ob das Mittel wirksam sei. » Reedes will auch mit von der Partie sein. Sonderbar ist nur, dass ich noch auf keine Antilope gestossen bin, obwohl ich öfters mit der Flinte den Busch kreuz und quer durchstöbert habe.

Wir schlagen einen Fusspfad ein, der in einen Teil des mit dichtem Unterholz bestandenen Busches führt. Etwa drei Kilometer hinter Boké weist er zuerst Reedes mit einer Handbewegung an, den Pfad zu verlassen und in einer bestimmten Richtung das Unterholz zu betreten. Nach weitern 500 Metern ist die Reihe an mir, im Busche zu verschwinden. Er geht weiter. Statt nun seiner Aufforderung Folge zu leisten, verberge ich mich am Rande und beobachte ihn. Keine zwanzig Schritte von mir holt er unter seiner Kopfbedeckung einen Gegenstand hervor, wahrscheinlich eine Art Behälter, bleibt stehen und schüttet etwas in seine Hand, die er dann an sein Riechorgan führt. Das Ding schiebt er wieder unter seine Mütze und geht seines Weges auf dem Fusspfade weiter. Ich lasse den Burschen nicht aus den Augen und folge ihm vorsichtig, hinter Sträuchern Deckung suchend. Jetzt verlässt auch er den Pfad und dringt auf derselben Seite in den Busch ein wie wir. Rasch kehre ich die hundert Meter zurück, dringe in der angegebenen Richtung vor und erklettere eine der dornigen Schirmakazien.

Von Reedes sehe ich keine Spur. Waffen haben wir keine mitgenommen, weder er noch ich. Mäuschenstill verharre ich im Geäst und suche mich, so gut es geht, gegen Sicht von vorne zu decken. Nichts regt sich, alles ist totenstill. Da, wie aus weiter Ferne, ertönt ein leises, näselndes Gemecker. Ich spitze die Ohren. Nach einer Weile wieder, etwas näher. Wieder ist alles ruhig. Nach einigen Minuten ertönt der Schrei von neuem, aber bedeutend näher. Zu sehen ist immer noch nichts. Links hinter mir ein Geräusch von brechenden dürren Zweigen, und keine fünfzig Meter von mir trabt mit zierlichen Sprüngen eine Gazelle über eine Lichtung in der Richtung, aus der der Lockruf ertönte. Sie verschwindet, und bald darauf ertönt ein Schuss. Reedes kommt angekeucht. Ich rufe ihn an und springe von meinem Beobachtungsposten herunter. Gemeinsam dringen wir vor. Der Fremde hat uns gehört und ruft uns an. Eben öffnet er dem Bock mit seinem Dolchmesser die Kehle.

Meine Beobachtungen erzähle ich Reedes. Auch er hat den Lockruf gehört und wir sind überzeugt, dass das ganze geheimnisvolle Getue nichts anderes als ein alter Jägerkniff ist. Damals wusste ich aber noch nicht, dass auch unsere Jäger in der Heimat auf der Pirsch nach Rehen sich Lockpfeifen bedienen. Wir können uns ja mit dem Schlaumeier nicht verständigen und nehmen uns vor, mit Bokari darüber zu sprechen.

«Sag einmal, Bokari», frage ich ihn am nächsten Morgen, « der Fremde nächtigt doch bei dir, nicht wahr? »

« Ja, aber er verlässt die Hütte um Mitternacht und kehrt erst bei Sonnenaufgang heim. »

Aha, dämmert es uns auf, der schlaue Kerl sucht die Wasserstellen des Wildes auf. Er muss das Wasser wittern, verbirgt sich dort und beobachtet, was für Tiere zur Tränke kommen in der Morgenfrühe. Da in der Trockenzeit die Wasserstellen sehr spärlich sind, geht er einfach gegen Sonnenuntergang mit der Büchse hin auf den Anstand und erlegt das am Morgen gesichtete Tier. Sein Geheimnis will er nicht preisgeben und umgibt sich mit dem Nymbus eines Antilopenriechers. Mit diesem Glorienschein umgeben macht er sich bei den einfachen Leuten interessant und glaubte auch uns mit seinen Mätzchen hinters Licht zu führen. Was er unter seiner Wollmütze verbarg, war nichts anderes als ein Lederbeutelchen mit gestossenem Tabak, den er kaute.

Unsere Beobachtungen behielten wir für uns, sein Gastspiel war aber in Victoria zu Ende, und der Scharlatan verschwand aus dem Dorfe so plötzlich, wie er gekommen war.

Charles Hug — Federzeichnung

Ein Sonntagmorgen in Victoria

Da wo sich der Nunez, bevor er sich endgültig im Golf von Guinea verliert, mit den unzähligen Lagunenarmen vereinigt, bildet er bei Flut in den späten Morgenstunden, bei Windstille, einen lieblichen See von respektabler Ausdehnung.

An einem der trostlosen Sonntagmorgen, wie sie in einem kleinen Negerkaff nicht langweiliger sein können, sitze ich mit Babun, meinem Menschenaffen, unter der wellblechbedeckten Veranda meiner Faktorei in Victoria. Ohne das mit Holzbrettern und Palmenwedeln ausgekleidete Dachinnere wäre der Aufenthalt darunter bei dem vorgeschrittenen Stand der Sonne, der Backofenhitze wegen, eine Tortur gewesen. Wir blinzeln, jeder für sich seinen Gedanken nachhängend, in die gleissenden Wasser hinaus. Langsam und träge gleitet ein Gavial dahin. Die etwas aufwärtsgebogene Schnauzenspitze, die Höcker über den Augen und ein schmaler Strich des gewölbten Rückens sind über der Wasserfläche sichtbar. Der Grösse nach zu schliessen ist es der alte Menschenfresser, der sich seit über hundert Jahren hier herumtreiben soll. Längst schon habe ich es aufgegeben, meine Kugelmunition an ihn zu verschwenden. Er scheint unverwundbar, und die Eingeborenen behaupten es auch. Viele vor mir haben ihre Schiesskunst an dem Ungeheuer versucht. Nach dem Schusse springt es hoch, wirft den mächtigen Schädel zurück gegen sein

Rückgrat, peitscht mit dem Schwanze das Wasser und versinkt darin. Der Schütze glaubt an seinen Schuss, nein, er wettet sogar darauf . . . Am nächsten Tage, zur selben Flutzeit und Windstille, zieht die Riesenechse erneut durch das Gewässer.

Von Boké her, den Fluss hinunter gegen Victoria zu, kommt gemächlich eine Pirogue daher. Zwei Eingeborene helfen träge nach mit ihren Paddelrudern. Ganz vorne, am Bug des Einbaumes, kauert ein schwarzes Etwas. Vielleicht ein halber Sack mit Palmkernen, ein Korb voll Kautschuklianen oder Kolanüsse, die man mir zum Kaufe anbieten will. Babun verliert kein Auge und äugt scharf nach der Pirogue, die, langsam die Landzunge von Victoria umschiffend, Anstalten trifft, an der entgegengesetzten Seite zu landen. Je näher das Boot kommt, desto unruhiger wird der Schimpanse. Er steigt auf das Geländer, lässt die Unterlippe hängen und wendet kein Auge vom anlegenden Boot.

Da! Plötzlich kommt Leben in die schwarze Kugel auf dem Bug des Bootes. Auf zwei krummen Beinen, das spärlich behaarte Bäuchlein uns zugekehrt, steht dort ein Artgenosse Babuns und balanciert mit seinen langen Armen in der Luft. Babuns Erregung steigt, er bleckt das Gebiss, verzieht die Oberlippe zu einem breiten Grinsen und schaut mich fragend an. Er wartet nur auf einen Wink von mir, um loszugehen. Um aber einer eventuellen Keilerei zwischen den beiden Schimpansen vorzubeugen, nehme ich Babun an die Kette. Die zwei Ruderer steigen aus mit ihrem Schimpansen an der Schnur. Er zerrt sie vorwärts, denn auch der Fremdling hat Babun erspäht. Das Mienenspiel meines Schimpansen zeigt alles andere als wütender Kampfgeist, wie ich es sonst von ihm bei Begegnungen fremder Artgenossen gewohnt bin. Ich lasse die Kette locker, und da der Ankömmling sich aus den Händen seiner Begleiter befreit und mit Freudengeheul sich meinem Babun an den Hals wirft, lasse ich alle Bedenken fahren und löse auch ihm den Karabinerhaken von der Kette. Die nun folgende Begrüssungsszene zwischen den Tieren spottet jeder Beschreibung. Wie Bruder und Schwester, die sich nach langer Trennung wieder gefunden haben. Sie umarmen sich, herzen und knutschen sich, wobei das kleinere Weibchen sich fast in Babun hinein verkriecht, sich an ihn kuschelt, seinen Kopf an seiner grossen, kräftigen Brust birgt, indem es ihn mit seinen Armen umfasst. Die beiden Schwarzen sind zuerst sprachlos vor Überraschung. Es erging ihnen wie mir, stammten doch die beiden Tiere aus vollkommen verschiedenen Gegenden. Die Leute überreichen mir ein Schreiben eines befreundeten Traders des Foutah Djallon, worin mich dieser bat, seinen Schimpansen bis zu seiner Ankunft in etwa Monatsfrist in Pension zu nehmen. Für Babun existierte ich nicht mehr. Ich bin für ihn Luft. Er lebt nur noch für sein Liebchen, das kleiner und schmächtiger von Gestalt ist als er. Vom frühen Morgen, nach Öffnen der Magazine, bis zum Einbruch der Dämmerung tollen sie draussen herum, tummeln sich in den Kronen der Mangos und Brotfruchtbäume und treiben allerlei verliebten Unfug. Nach zwei Wochen fällt mir an den beiden ein sonderbares Gebaren auf. Sie schleppen Ast um Ast herbei und beginnen auf dem grössten der Affenbrotbäume hinter meiner Faktorei ein Nest zu bauen. Ich schaute dem Treiben einige Tage zu und liess sie machen, bis eines Tages das Pärchen sich anschickte, auch des Abends bei ihrem begonnenen Bau zu nächtigen. Nun höre ich doch auf die Ratschläge meiner eingeborenen Dorfgenossen und binde Babun wieder an seine Kette. Sie befürchteten nämlich eine Flucht der zwei Affenmenschen in die Wildnis, und es hätte doch schon genug draussen, die ihnen die Erdnussfelder verwüsten. Das Weibchen liess ich frei, aber es trennte sich auch so nicht von seinem männlichen angeketteten Gefährten. Brüderlich teilten sie die ihnen gemeinsam verabreichten Bananen, Orangen und Erdnüsse.

Wie alles Schöne nahm auch dieses

Photo: Hans Baumgartner

Idyll ein brüskes Ende. Der Trader hatte in Dakar einen der kleinen Flussdampfer für Victoria gechartert, und am Tage vor dessen Ankunft kommt der Händler mit einer hundertköpfigen Trägerkarawane aus dem Innern. Schwer beladen schleppen sie ihre Lasten von getrockneten Ochsenhäuten, Wachs, wildem Honig, Reis, Sesam, Kautschuk und Kauriharz daher. Um einen bessern Preis zu erzielen, will der Trader diesmal seine Produkte in Dakar absetzen, um so mehr, als er dann von Dakar aus in seine Heimat zur Erholung ziehen will. Die Schimpansin hatte er dem Dampferkapitän als Geschenk zugedacht.

Herzzerreissend war die Trennung der beiden Tiere. Aber Geschäft ist Geschäft für meinen Freund, der auf eigene Rechnung arbeitet. Es lag zuviel auf dem Spiel, denn seine Ware musste verfrachtet werden, und er sass ohnehin tief in der Tinte bei seinen Gläubigern. Wir müssen die beiden Tiere, die sich um den Leib geklammert hielten, mit Gewalt brutal auseinanderreissen. Schneidend brüllt das Wehgeschrei vom flussabwärtstreibenden Dampfer schrill zu mir herüber. Winselnd verklang es in der niedersinkenden Nacht. Babun blieb derjenige, der er vor seinen Flitterwochen war.

Sechs Monate später kommt der gleiche Dampfer mit derselben Bemannung wiederum vorbei. Um mich nach der Schimpansin umzusehen, gehe ich mit Babun an Bord. Total verblödet hockt das Tier an der Reeling. Ein heruntergekommenes Geschöpf schaut an uns vorbei über das träge vorbeifliessende Wasser. Babun grollt. Er zerrt an der Kette, drängt vorwärts und stürzt sich wutentbrannt mit entsetzlichem Geheul auf die vom Alkohol vollkommen zugrunde gerichtete Artgenossin. Er tritt sie mit den Füssen, schlägt mit seinen massigen Fäusten auf sie ein, dass sie sich laut aufheulend nach dem Schiffsinnern verzieht. Babun gebärdet sich wie toll. Noch nie habe ich an ihm einen derartigen Wutanfall bemerkt. Entsetzen, Abscheu, tödlicher Hass, Grausamkeit und Mordlust liegt in seinen sonst friedlichen Zügen. Stunden vergehen, ehe er sich nur einigermassen beruhigt. Ich lehnte den üblichen spendierten Trunk auf dem Dampfer ab und liess mich von meinen Leuten wieder an Land rudern.

Der Kapitän des Dampfers eröffnete mir dann später, dass seine Mannschaft die Schimpansin zum Alkoholtrinken angehalten hat, sich dann am beschwipsten Tiere ergötzte und dann allerlei rohe Spässe mit ihr trieb. Er wollte dann von mir wissen, wie ich zu Babun gekommen sei, und ich erzählte ihm folgendes.

« Einen Augenblick, Monsieur », unterbricht mich der Kommandant, « haben Sie vielleicht Whisky hier? »

« Gewiss, aber leider weder Soda noch Eis. »

Der Boy bringt drei Gläser, die viereckige « White Label » und eine Flasche Himbeersirup. Dann schickt ihn der Kommandant an Bord, um Soda und Eis zu holen.

« Eines Morgens », beginne ich, « bringen drei Nalou, Eingeborene der hiesigen Gegend, in einem Lianennetz, zu einem Packen verschnürt, meinen Freund da, der so geniesserisch seinen Himbeersirup schlürft. Sie hätten ihn, als er sich mit seiner Mutter auf ihren Erdnussfeldern gütlich tat, erwischt. »

« A propos Erdnussfelder », fällt mir der Kommandant erneut ins Wort, « die wachsen doch wie die Haselnüsse an Stauden, nicht wahr? »

Ich belehrte ihn, dass die Früchte im Boden reifen, an den Wurzeln, und dass sie wie die Kartoffeln geerntet würden und reif zur Ernte seien, wenn das Kraut, das in grünem Zustande etwa unserer Luzerne ähnlich sei, verdorre. Es sei nicht leicht gewesen, fahre ich in meinem Bericht fort, hätten mir die drei Nalou gesagt, seiner habhaft zu werden, wobei mir einer der Häscher eine wüste Bisswunde vorwies, die er von der Alten abbekommen hätte. Bei der Jagd nach dem Kleinen sei die Mutter hinterher ge-

Photo: Heinz Guggenbühl

rannt, hätte den einen am Fusse gepackt bis er hinfiel, und ihm dann den Denkzettel hinterlassen.

« Wie Sie ja sehen, Kommandant, ist meine Faktorei nicht für Tierfang eingerichtet. Daher bot es nicht geringe Schwierigkeiten, den Schimpansenjüngling, der sich wie toll gebärdete, um sich biss und zerrte, derart zu fassen und aus dem Netze zu befreien, ohne ihn in seiner Bewegungsfreiheit allzu sehr einzuschränken und ihn dennoch an der Flucht zu verhindern. Die Schwarzen der hiesigen Gegend hegen vor Schimpansen eine gewisse Scheu, denn sie betrachten diese Affen als eine Art menschlicher Wesen, denen der Allmächtige die Sprache versagt hat. Ich musste daher meine Arbeiter, Nachkommen früherer Sklaven der umliegenden Stämme, an der Ehre kitzeln, ehe sich einer bereitfand, mir Hand zu bieten, die bevorstehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Wir legten ihm ein Halsband um und befestigten eine zwei Meter lange, leichte Hundekette solid an jenen hölzernen Pfosten der Veranda. Dann durchschnitten wir das Netz und liessen ihn toben. Er riss und zerrte mit allen vieren am Halsband, raufte sich den Pelz, schlug Purzelbäume, trommelte mit seinen Fäusten auf Brust und Schädel und liess niemand an sich herankommen. »

Babun hat inzwischen seinen Sirup getrunken, das Glas fein säuberlich auf den Tisch zurückgestellt und sich auf der Rücklehne eines abseitsstehenden weidengeflochtenen Klubsessels häuslich niedergelassen. Aufmerksam hört er zu, als ob er wisse, wovon die Rede sei.

« Damals, es ist nun ein Jahr seither, zog er sich grimmig auf einen Pakken Palmkernsäcke zurück. Babun überliess ich während des Nachmittags seinen Gedanken, denen er, düster vor sich hinstarrend, nachhing. Am Abend näherte ich mich ihm dann, in einer Hand eine kleine, zügige Peitsche aus Flusspferdhaut, in der andern eine saftige Orange. Seine Angriffsversuche wurden immer spärlicher, nachdem ihn die Peitsche gelehrt hatte, dass es unnütz sei, sein Mütchen an mir zu kühlen. Nach einer kleinen Weile konnte ich mich neben ihn setzen und gierig schlürfte er mit gespitzten Lefzen den Saft der Orange, den ich ihm einträufelte. Und jetzt, mein lieber Kommandant », schloss ich meine Erzählung, « überzeugen Sie sich selbst, wie sich der Bursche in meiner Obhut entwickelt hat, aber — wohlverstanden — ohne Alkohol. »

Zwangserziehungsanstalt Aarburg

In der Mainummer 1936 hat Dr. W. Schohaus im « Schweizer-Spiegel » gewichtige Anklagen gegen die Zwangserziehungsanstalt Aarburg veröffentlicht. Der Grosse Rat des Kantons Aargau hat daraufhin eine elfköpfige Kommission zur Untersuchung der Verhältnisse auf Aarburg eingesetzt. Nach etwa 1½jähriger Tätigkeit hat diese Kommission unlängst ihre Arbeit abgeschlossen. Der Untersuchungsbericht wurde am 2. Dezember dem aargauischen Grossen Rat vorgelegt und von diesem genehmigt. Dr. Schohaus wird nun in der Februarnummer des « Schweizer-Spiegels » einen Aufsatz veröffentlichen, in welchem er zum Gang und zum Ergebnis der genannten Untersuchung Stellung bezieht.